

Rundschau.

Die Kennzeichen der Automobile. Die vom Bundesrat angenommene einheitliche Regelung der Verkehrsbestimmungen für Kraftfahrzeuge verpflichten jedes derartige Fahrzeug zur Führung eines aus Zahlen und Buchstaben zusammengesetzten Kennzeichens. Letztere, sowie etwaige römische Ziffern dienen zur Orientierung über den Heimatstaat, erstere innerhalb desselben zur Feststellung des Eigentümers. Eine solche genaue Kennzeichnung erscheint unbedingt nötig, besonders gegenüber den „wildem“ Fahrern, um sie durch die so gegebene Möglichkeit einer leichteren Rekonstruktion zu größerer Vorsicht anzuhalten, nötigenfalls aber sie einer verdienten Bestrafung zuzuführen; die große Zahl der nicht gemeingefährlichen Autler aber wird dadurch am besten vor falschen Verdächtigungen und daraus entstehenden Unannehmlichkeiten bewahrt. Die Kennzeichen haben also in erster Linie Wert für die überwachenden Sicherheitsorgane und für diejenigen, die etwa durch ein Kraftfahrzeug an Leib oder Gut geschädigt werden oder ein solches auf verbotenen Wegen ertappen; doch auch für den harmlosen Wanderer ist es bei dem zunehmenden Automobilverkehr vielleicht mitunter interessant und kurzweilig, wenigstens zu erfahren, was nicht wies Geistes, aber doch welche Landes Kind der vorbeisauende Autler ist, der ihm die Luft mit Staub und Wohlgeruch erfüllt. Die rechts oder unten stehenden arabischen Ziffern bedeuten die Erkennungsnummer, unter welcher das betreffende Fahrzeug in der polizeilichen Liste seines Heimatstaates oder engeren Verwaltungsbezirks eingetragen ist, kommen für uns also nicht weiter in Betracht, solange wir nicht Ursache haben, dem Führer „etwas am Zeug zu fliden.“ Von jenen Zeichen aber, die vor oder über dieser Ziffer stehen und aus denen wir eben das Heimatland erkennen können, bedeuten I—V ohne jeden Buchstaben die einzelnen Kreishauptmannschaften des Königreichs Sachsen, I mit einem großen lateinischen Buchstaben (A, C, D etc.) als Zeichen der einzelnen Provinzen, Preußen, II bedeutet Bayern, III Württemberg, IV Baden; V Hessen, VI Elsaß-Lothringen, wobei auch hier überall die einzelnen Kreise durch große Buchstaben bezeichnet werden. Die übrigen kleineren Staaten führen dagegen nur Buchstaben.

Für den Beginn des kommenden Jahres steht eine Zählung der deutschen Automobile in Aussicht. Um zuverlässige Nachweisungen über den Umfang des Automobilwesens im Reichsgebiete zu erlangen, hat der Reichskanzler die Anstellung stati-

stischer Erhebungen angeordnet. Diese sollen sich in der Hauptsache auf den Bestand der verschiedenen Arten von Kraftfahrzeugen nach dem Stande vom 1. Januar 1907 und auf die Feststellung ihres Verwendungszweckes beziehen. Man beabsichtigt, im Kriegsfall taugliche, im Privatbesitz befindliche Kraftfahrzeuge zwecks schnellerer Personenbeförderung anzukaufen.

Berlin, 26. Okt. Zur Festnahme des Kassenräubers wird gemeldet: Etwa 2000 Anzeigen über verdächtige Personen waren eingelaufen. Die Berliner Polizei, die von vornherein vermutete, daß der Räuber ein alter Verbrecher sei, hatte das Signalement in den Zuchthäusern verbreitet. Darauf meldete sich das Zuchthaus in Rawitsch, daß der im Februar dort entlassene Schuhmacher Voigt in Betracht komme. Aus Wismar, wo Voigt eine Zeit lang als Schuhmacher gearbeitet hatte, erhielt die Berliner Polizei seine Photographie. Der Potsdamer Kleiderhändler, bei dem die Uniform gekauft wurde, erkannte die Photographie. Durch die Nachforschung in der Wohnung der Schwester und der Geliebten des Verbrechers wurde festgestellt, daß sich Voigt in Berlin bei einem Zeitungshändler aufhalte. Voigt wurde von der Polizei beim Frühstück angetroffen. Jetzt steht, daß er nie Soldat gewesen ist. Nach einer Meldung hat Voigt insgesamt 27 Jahre Zuchthaus verbüßt. Er hielt sich unangemeldet bei einem Zeitungshändler in der Langen Straße auf. Voigt ist in jeder Beziehung geständig.

Neuwied, 24. Okt. Die Strafkammer hat die frühere Seminaristen Danhauer wegen Schreibens gemeiner anonymen Briefe zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Dessau, 23. Okt. Frau Julie v. Kuegelgen, die Witwe des anhalt-berenburgischen Kammerherrn und Hofmalers Wilhelm v. Kuegelgen, des Verfassers der bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, feierte heute ihren 102. Geburtstag. Die Greisin, die im Hause ihres Sohnes lebt, ist körperlich und geistig noch so frisch, daß sie alle Gratulanten persönlich empfangen und sich mit ihnen unterhalten konnte, ohne daß sie sich irgendwie angegriffen zeigte.

Mannheim, 24. Okt. In der Eisen- und Metallgießerei Wöres u. Co. im Vorort Neckarau brach heute früh in einem Modellschuppen Feuer aus, das diesen zerstörte und wobei auch größere Materialvorräte zugrunde gingen. — Die Benz'sche Gasmotorenfabrik bleibt nun definitiv dem hiesigen Plage erhalten, nachdem in den letzten Tagen Grundstückskaufe zwischen Waldhof und Käferial zum Abschluß gebracht worden sind.

Vom Bodensee, 22. Okt. Gestern mittag 12 Uhr stieg ein mit 5 Herren besetzter Luftballon bei Manzell auf. Zuerst nahm er seinen Kurs nach Westen, drehte sich bei Vermatungen nördlich und flog über den Gehrenberg in der Richtung Ravensburg nordöstlich weiter. Der Ballon war mit dem Gas aus dem Zeppelinischen Luftschiff gefüllt und wurde von Herrn Ingenieur Dürr geführt. Die Menge des Gases reicht noch zu drei solcher Fahrten, die von dem Zeppelinischen Personal in den nächsten Tagen ausgeführt werden. Dadurch, daß das Gas dem Zeppelinischen Luftschiff entnommen wird, bestätigt sich das Gerücht, daß das Luftfahrzeug in absehbarer Zeit nicht aufsteigen wird. Die Fahrt endete mit Einbruch der Dunkelheit in der Nähe von Ulm. Der Ballon erreichte eine Höhe von 3400 Meter.

Vom Bodensee, 25. Okt. Ganz auffallenden Schwankungen unterliegt heuer das Niveau des Sees. Wir hatten den höchsten Wasserstand innerhalb der letzten 15 Jahre, und am 23. Okt. einen Wasserstand von 2,84 Meter, d. i. um 55 Centim. niedriger als der Durchschnitt der letzten 9 Jahre.

Wohl selten hat der Rhein einen solchen tiefen Stand erreicht, als gegenwärtig. Weißschimmernd heben sich mächtige Kiesbänke aus dem Flußbette empor, zwischen denen sich in unzähligen Windungen ein schmaler Wasserstreifen hindurchschlingelt, der stellenweise kaum 70—80 Zentimeter Tiefe hat. Da ist der Vater Rhein, der in seinen besseren Tagen unglaublich schwere Lasten auf seinem starken Rücken zu tragen vermag, das Bild eines altersschwachen Mannes, eines lebensmüden Greises. In der Nähe von Straßburg sind die weit ausgedehnten Kiesbänke von fleißigen Arbeitern belebt; sie werfen das in großen Massen vorhandene Gerölle auf ein Sieb und erhalten so den im Baugewerbe so hoch geschätzten und viel begehrten Quarzsand und Quarzries, ersteren zur Bereitung des Mörtels, letzteren zur Herstellung des Betons, des Baumaterials par excellence der Gegenwart und noch mehr der Zukunft.

Sensation erregt die gegen den in Paris wohnenden Besitzer des „Newyork Herald“, Gordon Bennett, sowie gegen dessen Anzeigenchef erlassene Haftbefehl wegen Verbreitung unsittlicher Druckschriften. Der „Herald“ gewährt an der Spitze des Blattes unter der Rubrik „Personengeschäfte“ allen möglichen kupplerischen u. Inzeraten Raum, was angeblich 300 000 Dollars einbringt. Die Presse denunzierte den „Herald“ deshalb, worauf das Gericht Anklage einleitete. Das Strafmaß ist in jedem Fall eine hohe Geldstrafe mit oder ohne Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren.

Die gnädige Frau.

12)

Erzählung von A. Burg.

(Nachdruck verboten).

Sophie hatte die Sachen geschickt; fast täglich erschien auch jemand aus der Oberförsterei, um nach Inge zu sehen, selbst der Forstmeister scheute, wenn er zum Walde fuhr, fast nie den Umweg, über Lobsfeld zu fahren, seinen Liebling zu sehen.

„Das Mädel hat's dort wie eine Prinzessin,“ meinte er daheim, „und eine Krankenpflegerin ist Frau von Sommered à la bonne heure.“

Inge selbst fühlte sich, die zuerst ziemlich heftigen Schmerzen und ihre gezwungene Unselbständigkeit und Unbehilflichkeit abgerechnet, sehr wohl in Sommered.

Wie gut ihr die Stille tat, die um sie war, die sanfte, liebe Art, die Angelika hatte. Frau von Sommered überließ die Pflege ihres jungen Schützlings niemand anderem, sie selbst war fast jederzeit um sie, reichte ihr die Speisen. Diese Art kleiner Pflegedienste von der Dame anzunehmen, war Inge sehr peinlich gewesen; sie hatte dem Worte gegeben, aber Angelika schaute sie lächelnd an.

„Nehmen Sie an, Inge — Sie seien meine liebe Tochter — lassen Sie mir die Freude — das anzunehmen. Wie gern — ach wie gern hätte ich eine Tochter, die Ihnen gleiche.“

Ein scharfer Blick Inges streifte das schmerz- bewegte Antlitz Angelikas. Beide dachten wohl in

diesem Augenblick das gleiche, an Hans Egon, der drüben auf dem Rasenplatz mit seinen bunten Bällen spielte.

Heute hatte es Inge den ganzen Tag gequält, daß sie hier nun noch gar keine Gelegenheit gefunden hatte, einen Brief an Henrik zu besorgen. Was der Geliebte wohl von ihr denken mußte! Sie wurde ordentlich unruhig dadurch, und der Sanitätsrat fand sie gar fiebernd, was ihn einigermaßen befremdete, da die Heilung des Fußes sonst gute Fortschritte machte und er bisher an dem Allgemeinbefinden auch nichts auszuweisen gefunden hatte.

Er nahm Gelegenheit, sein Befremden zu Frau von Sommered auszusprechen.

„Was mag die Kleine wohl quälen, jeelisch quälen, gnädige Frau? Das Fieber ist mir sonst vollständig unerklärlich, und sie fühlt sich doch bei Ihnen wohl. Sie sind doch auch so gesund, gnädige Frau — und wenn es die Diplomatie nicht herausbringt — je nun — so gehen Sie direkt aufs Ziel. Denn das Fieber müssen wir fortbringen.“

„Ja, Inge fieberte. Ihre Augen leuchteten in fieberischem Glanze, als Angelika ihren Platz am Bette des jungen Mädchens einnahm.“

„Sie sind unruhig, liebe Inge, ich sehe es Ihnen an — bedrückt Sie etwas — quält Sie etwas — sagen Sie es mir.“

Inge richtete ihren erstaunten Blick auf das stille Gesicht ihrer Pflegerin.

„Woher ahnen Sie so gut, gnädige Frau, daß mich etwas quält?“

Frau von Sommered beantwortete die Frage nicht direkt.

„Sehen Sie, meine liebe Inge, wie sehr genau ich Sie kenne und — wie sehr ich Sie liebe? Also — was es auch sei — vertrauen Sie mir — sollen es andere nicht wissen — bei mir ist auch jedes Geheimnis wohlgeborgen — dazu aber — Inge — dazu, daß Sie mir recht vertrauen, gehört auch, daß Sie mir einen vertrauenswürdigen Namen geben — nennen Sie mich, da ich Ihnen doch nie Mutter sein kann und Sie eine liebe, schöne Mutter haben — Tante Angelika. Willst Du, mein Kind?“

Sie beugte sich über Inge und küßte das junge Mädchen zärtlich auf die Stirn.

Und Inge erwiderte den Kuß und sagte leise: „Ja, Tante Angelika.“

Während draußen ein sanfter, kühlender Sommerregen herniederrauchte, entlastete Inge ihr übervolles Herz. Sie war krank, und Henrik — ihr Henrik hatte keine Nachricht. Und was Henrik von ihr denken würde —

Angelika lächelte leise. Also verliebt und sogar heimlich verlobt hatte sich die kleine Inge, nun — dem Schmerz um den zu besorgenden Brief konnte abgeholfen werden.

„Aber die Sache ist ganz einfach, Inge — Du schreibst, gibst mir den Brief, ich besorge ihn in der Posttasche zur Post. Wozu nur diese Aufregung?“

Dermischtes.

Noch ein düpiertter Bürgermeister. Als der lecke Streich des „Hauptmanns von Köpenick“ bekannt wurde, war jedermann geneigt, zu sagen: Das ist denn doch noch nicht dagewesen! Aber Ben Aliba hat wiederum Recht behalten, die Groteske hat schon früher eine Uraufführung erlebt, und zwar gerade in dem freien England, dessen Presse sich in diesen Tagen nicht genug tun konnte, die preussische Eigenart des Abenteurers hervorzuheben. Es ist schon eine Reihe von Jahren her, als eines Tages plötzlich ein eleganter Herr von militärischem Aussehen im Polizeibureau des friedlichen Städtchens Boston in der Grafschaft Lincoln erschien und den Polizeichef zu sprechen verlangte. Er stellte sich ihm als Hauptmann L. vor, und gab an, er habe für die Einquartierung von 500 Soldaten und Offizieren zu sorgen, die am nächsten Tage in Boston eintrüfen. Der Beamte führte hierauf den vermeintlichen Hauptmann zu dem Bürgermeister, der sofort Vorbereitungen treffen ließ, die Truppen festlich zu empfangen. Inzwischen suchte der Hauptmann, vom Polizeichef begleitet, die vornehmsten Hotels ab, um Zimmer für die Offiziere zu bestellen und traf eine Anzahl von Anordnungen, unter anderem auch die, daß einige gut gemästete Schweine geschlachtet werden sollten. Die Hoteliers zeigten sich denn ebenso dienstfertig, wie der Metzger. Der Bürgermeister hatte sich unterdessen entschlossen, mit den Stadträten und Honoratioren der Stadt, soweit sie reiten konnten, hoch zu Ross den Truppen entgegenzueilen. In aller Frühe ritten also Väter der Stadt mit dem Herrn Bürgermeister an der Spitze in feierlichem Aufzuge aus und kamen bis nach Kirton, einem Städtchen südlich von Boston. Dort warteten sie einige Stunden, doch keine Truppen ließen sich sehen. In etwas gedrückter Stimmung ritten sie endlich heim. Als sie nun endlich Verdacht schöpften und genauer zusahen, stellte es sich heraus, daß der Hauptmann zahlreiche Schecks eingelöst hatte, die sämtlich gefälscht waren. Die guten Bostoner waren einem Schwindler auf den Leim gegangen, und die heiterste Seite der Sache war, daß der Polizeichef in eigener Person am meisten zum Gelingen des Streiches beigetragen hatte. Bei dieser Gelegenheit werden in englischen Blättern noch einige andere geniale Gaunerstreiche erzählt. Eine dieser Geschichten hat einen raffinierten Dieb zum Helden, der die Kasse eines Millionärs aufs Korn genommen hatte. Um sich seinem Opfer unauffällig zu nähern, mietete er ein Zimmer in der Nähe der Stadtbahnstation, von der aus der Mann, den er bestehlen wollte, täglich zur Stadt fuhr. Elegant gekleidet nahm er jeden Tag in demselben Koupee Platz und schenkte anscheinend nur seinen Papieren Aufmerksamkeit, die er aus einer stilvollen Handtasche hervorholte. Nachdem so eine Zeit friedlich verfloßen war, und sein Fahrtgenosse sich an diesen täglichen Anblick gewöhnt hatte, verriet er eines Tages große Unruhe, machte vergebliche Versuche, seine Handtasche zu öffnen, und suchte ganz lästerlich, weil er seinen Schlüssel vergessen hätte. Ein mitreisender Herr bot hierauf höf-

lich dem sonderbaren Kauz seinen eigenen Schlüsselbund, ob nicht etwa zufällig ein Schlüssel die Handtasche öffnete. Doch keiner wollte passen. Auf die Aufforderung dieser teilnehmenden Seele hin, die wahrscheinlich einem Komplizen angehörte, zog der Millionär seinen Schlüsselbund aus der Tasche, der u. a. den Kassenschlüssel enthielt. Einige Sekunden genügten, um den Schlüssel in Wachs abzubrüden, und einige Wochen später war die Kasse des Millionärs ausgeraubt. Noch bevor der Raub entdeckt war, hatten sich die Diebe über den Kanal aus dem Staube gemacht. Aehnlich genial wurde eine Bankfirma der City von einem „Erfinder“ bestohlen, der vorgab, ein Verfahren herausgebracht zu haben, mit dem er das Gewicht des Goldes verdoppeln könnte. Um eine Probe seiner Kunst zu erhalten, wurden ihm in einem Laboratorium unter strenger Bewachung 20000 Pfund Sterling zur Verfügung gestellt. Der „Erfinder“ erbat sich zur Wahrung seines Geheimnisses, daß niemand bei seinen Handlungen zugegen sei, doch ließ er sich jedesmal, wenn er das Laboratorium verließ, daraufhin untersuchen, ob er auch kein Geld weggetragen habe. Eines Morgens aber wartete man vergebens auf ihn, und als nach einigen Stunden das Laboratorium geöffnet wurde, fand man von den 20000 Pfund Sterling (400000 M.) keine Spur. Wie sie verschwunden waren, schien rätselhaft, und erst ein eigenhändiges Schreiben des Gauners brachte Licht in das Dunkel. Der Dieb hatte die Goldstücke im Innern seines eleganten Spazierstockes weggetragen, der innen ausgehöhlt war.

[Neckerei.] Sie (vor ihrem neuen Bilde): „Der Maler hat meine Sache schlecht gemacht — zuviel grelle Lichter und Schatten — das wirkt zu unruhig!“ — Er: „Ich fände es unnatürlich, wenn ein Bild von dir ruhig wirkte.“

Silberträffel.

Wie stolz sind oft die Ersten auf die Letzte
Wie rufen sie so übermütig: „Sehet!
Dies Denkmal für die Ewigkeit ich setze!“
Es ist doch nur — das Ganze und vergehet.

Auflösung des Logogriff in Nr. 167.
Ehe — Ehre.

Der Gesangbuchentwurf für die evangelische Kirche Württembergs in musikkritischer Beleuchtung.

Von R. Koch, Kgl. Musikdirektor, Stuttgart.

Ich werde wiederholt um meine Meinung über den Gesangbuchentwurf angegangen. Man wundert sich allgemein über die extreme Haltung desselben. 90 unter 103 veränderten Melodien unseres Choralbuches verfallen einem förmlichen Schleißenmassaker, der Rest erscheint in einer andern rhythmischen Fassung. Kaum 15% von ca. 200 Melodien — der Auszug ist nicht mit Inbegriffen — wären in Kirchen und Schulen noch geläufig. Zum Glück handelt es sich nur um ein Privatunternehmen der Führer des württembergischen Landeskirchenmusikvereins.

Was wollte unser Choralbuch? Was will der Entwurf? Niemand wird bestreiten wollen, daß die meisten alten Melodien, die vor oder unter oder nach Luther, etwa in dem Zeitraum bis Bach, entstanden sind, in ihrer Originalgestalt unser Empfinden fremdartig berühren. Selbst

der musikalische Feinschmecker vermag sich nur mit innerem Widerstreben öfters und länger bei ihnen aufzuhalten. Denn wer einmal von der Wärme neuzeitlicher Töne aufgetaut ist, den kräftigt, sobald er eine gewisse Grenze der älteren Musikliteratur überfährt. Bei dem Karitäten-sammler pflegt in der Regel der umgekehrte Fall einzutreten: er wird um so wärmer, je älter und verflähter seine Schätze sind. Was kümmert sich aber der Durchschnittsmensch um das historische Interesse und den Sammelkünstler eines Antiquitätenfreundes? Das Volk sucht in der Kirche Wärme, und darum sind auch die Choralbuchmacher der vierziger Jahre dem Verlangen des Volkes entgegengekommen, haben mit dem noch übrigen starken Formalismus vergangener Jahrhunderte gebrochen und zwischen Kirche und Volk ein lebendiges Band geknüpft. Sie gestalteten den Choral nicht nur freundlicher und flüssiger, sondern stimmten ihn zugleich auf den schwäbischen Herzton. Wir vernahmen diesen Ton schon in dem von Stiel im Jahr 1710 herausgegebenen Choralbuch, noch mehr aber in den Choralen Knecht's. Den Knecht'schen Geist ließen Kocher, Sicker und Frech auch in die älteren Choräle einfließen. Dadurch erhielt unser Choralbuch ein einheitliches Gepräge, wie ein solches kein zweites Choralbuch im deutschen Reich besitzt, und das nun zu zeichnen sich der Ausschluß des Landeskirchenmusikvereins anschaut. Derselbe ist nämlich der Ansicht, daß wir Schwaben endlich unsere Sonderstellung, die die Gefahr der Rückständigkeit unseres Kirchen-gesangs vermindert, aufgeben müssen und hat den musikalischen Teil des Entwurfs dementsprechend bearbeiten lassen.

Wer ist nun aber rückständig, wir oder die andern? Alle Welt weiß, daß der schwäbische Volkston der Grundton des deutschen Volksliedes geworden ist. Und dieser Ton klingt noch so jung und frisch, so weich und warm wie vor 60 Jahren. Warum ihn also auf das Altenteil setzen, ihn auf ein reduziertes Sondergut verweisen wollen? Ich bin der Meinung, daß die Kirche nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, den Empfindungsaustruck ihrer Wünsche der besonderen Gemütsbeschaffenheit eines Nationalstammes anzupassen. Wenn darum vollständige Tonpoeten mit Friedrich Sicker an der Spitze unter freierer und reichlicherer Verwendung vor allem der Schleißen und des Hauptseptimenakkords einen Choraltypus geschaffen haben, der uns Schwaben besonders zuzugut und der sich von der ursprünglichen Form nicht allzuweit entfernt, so fürchte ich, daß der gewaltsame Eingriff des Entwurfs in ein bewährtes Gut und Erbe um einer bürokratischen Idee (Anstreben einer einheitlichen musikalischen Uniformierung der evangel. Kirchen Deutschlands) und um musikhistorischer Interessen willen für unsere Landeskirche schlimme Folgen hätte.

Der Entwurf legt eine besondere Vorliebe für rhythmische Altertümelien und metrische Härten und Unebenheiten an den Tag. Er geht auf veraltete Fassungen der Originale in den Texten sowohl wie in den Melodien zurück, und je größer und zahlreicher die Härte sind, um so größer scheint sein Gefallen an den mittelalterlichen Blüten zu sein. Würde ein derartiger Geschmack auch unter dem Volke geübt? Und soll denn ein Gesangbuch nicht ausschließlich ein Volksbuch sein?

Für solche Interessenten, die in musikhistorischen und musikalischen Fragen nicht genügend unterrichtet sind, die sich aber in der gegenwärtigen Choralreformbewegung als Geistliche, Lehrer, Kirchengemeinderäte, Synodalen usw. einer Stellungnahme verpflichtet fühlen, habe ich in einer besonderen Schrift (Der Gesangbuchentwurf in musikalischer Beleuchtung, Verlag von J. B. Metzler, Preis 85 M.) so ziemlich alles dargestellt, was jeder zur Bildung eines eigenen Urteils zu wissen nötig hat. Der Inhalt der Broschüre sei in folgendem kurz angedeutet. — Einleitung: Studie über den Tonartencharakter. Was wollte unser Choralbuch? Was will der Entwurf? Etwas über die Entstehung des Choralb. Die Grenzen der Choralreform. Die verschiedenen Formen des im Entwurf verwendeten Rhythmus. Rhythmische Altertümelien. Der Polythymus. Weitere Gedanken über den Rhythmus. Psychologische Begründung der harmonischen und melodischen Umgestaltung der alten Choräle. Der Hauptseptimenakkord. Die Schleiße. Das einheitliche, spezifisch schwäbische Gepräge unseres Choralbuchs. Unsere kirchenmusikalische Kunst in Gefahr. Streiflichter.

„Ich habe den Brief fertig, er ist mit Bleistift geschrieben, ich möchte nur — daß jemand — die Adresse schreibe —“

„Also gut, Kind, das mache ich.“

Inge schloß den auf ihrem Nachtschischen stehenden Schreibkasten auf und entnahm ihm einen verschlossenen Brief, den sie Angelika gab.

„Und die Adresse?“

Inge war der Hals wie zugeschnürt, sie reichte einen Zettel hin.

Nur einen einzigen Blick warf Frau von Sommered darauf, dann wendete sie sich, jäh erbläht, um, trat an den Schreibtisch, der an einem der Fenster stand, und schrieb mit ihren energischen, großen Schriftzügen die Adresse. Den Zettel reichte sie Inge wieder hin. Dann ging sie hinüber in ihr Boudoir, wo die Posttasche über ihrem Pulle hing, schloß den Brief ein und lehrte zu Inge zurück.

„Heiß den Dank!“ flüsterte das Mädchen. „Siehst Du — Tante Angelika — nun fiebere ich kaum noch — nun wird Henrik auch nicht mehr unruhig sein.“

„Bist Du mit dem Erbprinzen wirklich verlobt, mein Kind?“ fragte Angelika.

„Gewiß, Tante Angelika, aber heimlich — weißt Du — es soll noch niemand wissen, daß wir uns gut sind — es ist deswegen, weil er eben Erbprinz ist.“

„Wenn ihr euch gut seid und verlobt seid — euch gegenseitig gebunden fühlt, so wollt ihr euch

doch auch einmal angehören, nicht wahr, mein Herzenskind?“ fragte Angelika milde.

„Ja, Tante Angelika — wir wissen nur noch nicht, wie das alles wird; Henrik sagte mal, er wollte auf seinen Rang verzichten, sein Bruder Karl Gregor solle Erbprinz werden, aber das liegt alles noch in weiter Ferne.“

Inge hatte lebhaft gesprochen, sonst wäre ihr wohl aufgefallen, daß Angelika bei dem Namen Gregor schmerzvoll zusammengezuckt war. Da sie nicht antwortete, fragte Inge weiter: „Weißt Du vielleicht einen Rat, Tante Angelika?“

„Vielleicht ja — Inge — das heißt, meinen Rat würde ich Dir nicht aufdringen, und für das, was ich Dir erzählen möchte, ist auch die jetzige Stunde nicht glücklich gewählt. Aus meiner Erzählung nimmst Du Dir vielleicht einen Rat. Hier, trinke jetzt gehorsam, wie ein artiges, krankes Kind, Deine Limonade und schlaf. Wenn das Fieber morgen verschwunden ist — denn der Brief nach Schönaue ist ja dann längst dort, will ich Dir einmal etwas aus meinem Leben erzählen.“

„Aus Deinem Leben, Tante Angelika — ach ja — ich habe schon manchmal darüber nachgedacht, was Du wohl schon erlebt hast.“

„Ich denke gar nichts mehr, Inge, sondern schlaf nur, morgen erzähle ich Dir.“

Der leise Regen rauschte auch am nächsten Tage hernieder, trüb und grau hing die Wolkenschicht am Himmel, und ein angenehmes Dämmerlicht stahl sich durch die Zweige der regenschweren Bäume in

Inges Krankenzimmer. Angelika hatte ihren Platz am Lager des jungen Mädchens eingenommen und festgestellt, daß mit dem abgeschickten Briefe jede Spur des Fiebers geschwunden war.

„Wenn nur der dumme Fuß nicht so geschont werden müßte,“ klagte Inge, „dann könnte ich mir nichts Besseres wünschen, als hier zu sein bei Dir, Tante Angelika. Und auf Deine Geschichte freue ich mich schon.“

„Sie ist sehr traurig, mein Liebling, aber sie kann Dir vielleicht einen Fingerzeig geben. Meine Geschichte kann erst da beginnen, wo der Mann in meinen Lebenskreis trat, dem sich mein Herz sofort zuwandte, wie das seine sich mir. Ich war erst einen einzigen Winter mit den Eltern (mein Vater stand damals als Oberst in Berlin) ausgegangen, als ich ihn kennen lernte, auf einem Privatball bei einem bekannten General. Da mein Vater Offizier war, wir meist in Offizierskreisen verkehrten, tanzte ich natürlich auch fast ausschließlich mit solchen. Sie waren mir auch in gewisser Art sehr interessant, interessanter als der heutigen Jugend in so langer Friedenszeit. Denn die Glorie des Sieges umstrahlte unsere Helden, von denen unzählige recht jugendliche der ernste, schöne Orden des Eisernen Kreuzes schmückte. Und so sahen mich meine Eltern, sah vielleicht ich selbst mich natürlich auch als zukünftige Gemahlin eines Offiziers. Das Heiraten war damals selbstverständlich als heutzutage, wo so viele Damen ihren Berufsweg selbständig gehen und ihn der Ehe vorziehen. (Fortf. folgt.)